

5. Gruppeninterviews und qualitative Interviews

5.1. Schwerpunktthemen

Vor dem Hintergrund von thematischen Leerstellen in der quantitativen Erhebung wurden drei Themenbereiche für eine qualitative Vertiefung ausgewählt

- LGBTIs und Behinderung(en)
- LGBTI-Jugend und Schule/Ausbildung
- Regenbogenfamilien

Zu diesen Themenbereichen wurden Gruppeninterviews sowie qualitative Leitfaden-Interviews geführt.

5.2. Design und Methodik von Gruppeninterviews und qualitativen Leitfaden-Interviews

Gruppeninterviews:

Die Methode der Gruppeninterviews wird von der Grundannahme geleitet, dass individuelle Meinungen, Einstellungen und Erfahrungen in sozialen Kontexten situiert sind. Im Gespräch mit anderen gewinnen diese Konturen, werden aktualisiert und von den Teilnehmenden spontaner und unkontrollierter geäußert als in anderen Befragungssettings.

Zentral dafür ist das Konzept des konjunktiven Erfahrungsraums, in welchem der Mensch als Gemeinschaftssubjekt, das den Sinn seiner Erfahrungen auch aus dem Erfahrungszusammenhang einer Gemeinschaft gewinnt, konzipiert ist (vgl. Mannheim 1980). Die Diskussionsgruppe ist damit ein Ort an dem gemeinsame und strukturbezogene Erfahrungen eindrücklich artikuliert und exemplifiziert werden. Gruppendiskussionen sind dementsprechend für Forschungsfragen geeignet, die sich auf kollektive Aspekte und Erfahrungen beziehen (vgl. Bohnsack et al 2006). Für die vorliegende Studie waren dabei Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Erfahrungen zu den unterschiedlichen Schwerpunktthemen von Interesse, um dadurch differenzierte und verdichtete Anregungen für weitere Aktivitäten der Stadt Wien zu erhalten.

Die Zusammenstellung der Gruppen orientierte sich am gemeinsamen Bezug zum Themenfeld (als SchülerInnen in Wiener Schulen und der LGBTI-Community, als LGBTIs mit Behinderung(en) in Wien und in der LGBTI-Community, als Eltern in Regenbogenfamilien in Wien und in der LGBTI-Community).

Für die vorliegende Studie waren zunächst für alle drei Vertiefungsthemen Gruppendiskussionen geplant. Potenzielle TeilnehmerInnen wurden über die Internet-Liste Female_L, über die direkte Ansprache von Vereinen (Famos – Familien andersrum Österreich, HOSI, LilaTipp, Queer as Deaf) sowie über den Adressverteiler der WAST und deren Facebook-Account eingeladen. Zudem wurden potenzielle TeilnehmerInnen auch persönlich angesprochen und zum Interview eingeladen.

Zwischen September und November 2015 konnten schließlich drei Gruppeninterviews realisiert werden: Für den Bereich „Jugend und Schule“ ein Gruppeninterview mit 5 TeilnehmerInnen und eines mit zwei TeilnehmerInnen, für den Bereich LGBTIs und Behinderung ein Interview mit zwei Teilnehmern.

Die geplanten Diskussionen für den Bereich der „Regenbogenfamilien“ kamen mehrmals aus terminlichen Gründen der potenziell Interessierten nicht zustande, daher wurde mit diesen schließlich zwei Einzel- und ein Paarinterview geführt.

Die Schwierigkeiten bei der Organisation der Gruppeninterviews bzw. Interviews lassen sich wie folgt skizzieren und können für weitere Studien als wichtig methodische Hinweise nutzbar sein:

Beim Thema „Jugend und Schule/Ausbildung“ war bereits in der quantitativen Erhebung eine geringe Zahl an Jugendlichen zu verzeichnen. Das Instrument „Online-Fragebogen“ erreichte demnach, trotz Nutzung der unterschiedlichen Internet-Medien diese Zielgruppe im geringeren Ausmaß als andere Altersgruppen bzw. stieß das Studienanliegen auf weniger Interesse in dieser Altersgruppe. Hierzu lässt sich nur mutmaßen, dass der aufgrund des Alters oft reichhaltigere Erfahrungshintergrund anderer Altersgruppen diese unter Umständen wohl eher veranlasst hat, sich im Rahmen der Studie zu äußern, als jüngere Personen mit einem oft weniger umfangreichen Erfahrungshintergrund in Bezug auf Wiener Institutionen und unterschiedliche Lebensbereiche. Die Erreichbarkeit von Jugendlichen ist zudem abseits von organisierten Jugendgruppen in Community-Vereinen äußerst schwierig. Dies betrifft insbesondere Jugendliche, die wenig oder gar nicht in der LGBTI-Community Anschluss haben bzw. sich zugehörig fühlen. Dies verursacht – nicht nur in diesem Themenbereich – einen grundlegenden Bias.

Beim Thema „LGBTIs und Behinderung(en)“ war die Erreichbarkeit durch die weitgehend fehlende Organisation und Inklusion in die Community von LGBTIs mit Behinderung(en) schwierig.

Die Ansprache zum Thema „Regenbogenfamilie“ gestaltete sich wiederum schwierig, weil die potentiell Teilnehmenden mit Kleinkindern oder schulpflichtigen Kindern starke zeitliche Restriktionen erleben. Einige hatten aufgrund ihrer Karenz Tagesfreizeit, andere nur nach der Erwerbsarbeit – am Abend – zeitliche Freiräume. Ein Termin außer Haus wurde von einigen aufgrund der Wegzeiten und der zu organisierenden Kinderbetreuung als sehr aufwendig empfunden. Aufgrund dieser unterschiedlichen Lebenssituationen wurden daher individuelle Lösungen in Form von Einzel- und Paarinterviews gesucht.

5.3. Ergebnisse aus den Gruppendiskussionen und Interviews zum Schwerpunktthema Jugendliche

Jugendliche LGBTIs wurden im Onlinefragebogen durch die Bereiche Schule und Ausbildung/Beruf adressiert. Erreicht werden konnten allerdings nur verhältnismäßig wenige Personen unter 18 Jahren (74), siehe Abbildung 27: Altersverteilung.

Diese Personen definierten ihr Geschlecht bzw. ihre Geschlechterperformanz (Mehrfachantworten möglich) wie folgt:

Tabelle 10: Geschlechtliche Selbstdefinition unter 18 Jahren

Geschlechtliche Selbstdefinition	Alter	unter 18	
		Anzahl	Prozent
lebe als Frau und bin als Frau geboren		29	39,2%
lebe als Mann und bin als Mann geboren		25	33,8%
lebe als Mann und bin oder war transsexuell		1	1,4%
lebe als Frau und bin oder war transsexuell		1	1,4%
bin als Mann geboren und lebe als Trans*gender Person		0	0,0%
bin als Frau geboren und lebe als Trans*Gender Person		2	2,7%
bin intersexuell geboren und lebe als Mann		0	0,0%
bin intersexuell geboren und lebe als Frau		3	4,1%
bin intersexuell geboren und lebe weder als Mann noch als Frau		1	1,4%
kann/will mich nicht definieren		8	10,8%
Zutreffend ist eher...		4	5,4%
Total		74	100,0%

Quelle: IHS 2015

Demnach lebt die Mehrheit der Befragten unter 18 Jahren, nämlich 73%, in dem, ihnen von Geburt zugewiesen Geschlecht. 10% hingegen verstehen sich nicht als Frau oder Mann und 5% gaben andere Selbstdefinitionen an.

Ihre sexuelle Orientierung/Identität gaben die TeilnehmerInnen wie folgt an (Mehrfachantworten möglich):

Tabelle 11: Sexuelle Orientierung/Identität unter 18 Jahren

Sexuelle Orientierung	Alter (in Jahren)	unter 18	
		Anzahl	Prozent
Lesbisch		17	2,3%
Schwul		17	2,0%
homosexuell		18	3,0%
heterosexuell		8	1,7%
bisexuell		19	5,2%
poly/pansexuell		12	6,5%
asexuell		2	3,1%
unsicher		12	11,9%
eher als:		8	6,7%

Quelle: IHS 2015

Bemerkenswert ist hier die verhältnismäßig hohe Anzahl an poly/pansexuellen Personen, wohingegen die 12%, die „unsicher“ angeben, in dieser Altersgruppe weniger überrascht.

Tabelle 12: Geschlechterperformance unter 18 Jahren

Geschlechterperformance	Alter in Jahren	unter 18
		Anzahl
weiblich		30
männlich		29
androgyn		7
weder weiblich noch männlich		12
Butch		1
Femme		6
Tunte		1
Hunk/Kerl		3
Ich will mich nicht festlegen		7
Kann ich nicht sagen		8
Total		104

Quelle: IHS 2015

Die meisten der Jugendlichen (54 Personen) leben noch bei den Eltern. 28% haben Migrationsgeschichte, die meisten davon haben Wurzeln in Deutschland. In dem Alterssegment bis 18 wurden vorwiegend SchülerInnenInnen erreicht. Lehrlinge finden sich erst im Alterssegment über 19 Jahren.

Tabelle 13: Beschäftigungsstatus unter 18 Jahren

Derzeitige Beschäftigung	Alter	unter 18	
		Anzahl	Prozent
SchülerIn		50	56,2%
StudentIn		7	1,1%
in einem Angestelltenverhältnis		1	0,1%
ArbeiterIn		0	0,0%
BeamtIn/ VertragsbediensteteR		1	0,3%
selbstständig tätig		0	0,0%
in Karenz/Auszeit		1	2,5%
in Pension		k.A.	k.A.
erwerbsarbeitslos		2	1,3%

Quelle: IHS 2015

Ihrem Alter entsprechend haben die meisten Teilnehmenden einen Pflichtschulabschluss oder Matura. Jugendliche in Lehre wurden, wie erwähnt, in diesem Alterssegment keine erreicht.

Tabelle 14: Höchste abgeschlossene Aus- oder Schulbildung unter 18 Jahren

Höchster Bildungsabschluss	Alter	
	unter 18	
	Anzahl	Prozent
Pflichtschulabschluss	42	72,4%
Lehrabschluss	0	0,0%
Abschluss einer berufsbildenden Schule (Handelsschule u.a.)	1	1,7%
Matura (Gymnasium, HAK, HTL, HTBLA etc.)	14	24,1%
Abschluss einer Akademie (z.B. Pädagogische Akademie)	1	1,7%
Abschluss eines Fachhochschulstudiums	0	0,0%
Abschluss eines Universitätsstudiums	0	0,0%
Total	58	100,0%

Quelle: IHS 2015

Zum Thema LGBTI-Jugend und Schule/Ausbildung wurden zwei Gruppeninterviews geführt (Leitfaden im Anhang) und den Teilnehmenden ein Kurzfragebogen (im Anhang) zu ihren biografischen Daten vorgelegt.

Gruppendiskussion 1:		
12_10_2015. Rosa Lila Villa/Lila Tipp, 17:00 -17.40		
	I 1	I 2
Geschlecht/geschlechtliche Identität	Weiblich	gender-queer
Wohnort	Wien 1210	Wien, 1160
Alter	16	19
Sexuelle Orientierung	Lesbisch	lesbisch
Migrations-/Fluchtgeschichte	Nein	Ja
Höchster Bildungsabschluss, Erwerbsstatus	Pflichtschulabschluss, AHS-Besuch	Matura, Universitätsstudium

Beide TeilnehmerInnen sind Teil der Gruppe für junge Lesben, Bisexuelle und Trans*personen „LBT Spot“ im Türkis Lila-Tipp in der Rosa Lila Villa

Gruppen-diskussion 2: 22_10_2015. GUGG/ HOSI Wien, 17:00 -19:00					
	I 3	I 4	I 5	I 6	I 7
Geschlecht/geschlechtliche Identität	weiblich	Weiblich	männlich	männlich	männlich
Wohnort	Wien, -	Wien, 1090	Wien, 1020	Wien, 1020	Wien, 1010
Alter	17	19	24	19	15
Sexuelle Orientierung	lesbisch	Bisexuell/pansexuell	schwul	homosexuell	-
Migrations-/Fluchtgeschichte	ja	Nein	nein	nein	ja
Höchster Bildungsabschluss/ Erwerbsstatus	Pflichtschulabschluss, erwerbsarbeitslos	AHS-Matura, in Ausbildung	In Ausbildung	Matura, in Ausbildung	Hauptschulabschluss, in Ausbildung

Alle Personen sind TeilnehmerInnen der HOSI-Jugendgruppe.

In der Zusammenschau der quantitativen und qualitativen Ergebnisse ergibt sich folgendes Bild zum Themenfeld Jugend und Schule/Ausbildung.

Erfahrungen im Schulkontext/in der Ausbildung als LGBTI-Personen

Der Umgang mit dem Coming-Out in der Schule ist sehr unterschiedlich. Die Onlinebefragung zeigt, dass 28% der Jugendlichen in der Ausbildung (hauptsächlich Studierende) nicht out; 40% teilweise, 31% sind out. Tendenziell wirken Hierarchien und Abhängigkeitsverhältnisse erschwerend auf das Coming Out. Beim Out-sein zeigen sich keine wesentlichen Geschlechterunterschiede. Nach Ansicht der TeilnehmerInnen in den Gruppendiskussionen kommt es auf die jeweilige Schule an, ob an dieser ein eher aufgeschlossenes Klima herrscht oder eben nicht. Eine TeilnehmerIn berichtet: „Ich war in einer christlichen Privatschule. Okay, aber man darf es nicht ausleben. Und dass das eine Fehlleitung ist.“ (I3)

Von einem Teilnehmer wird die These vertreten, dass der Bildungsstandard an einer Schule und das Vorhandensein höherer sozialer Schichten zu einem positiveren Klima für LGBTIs führten (I6). Dies wird jedoch von anderen TeilnehmerInnen in Frage gestellt, Es gäbe an „guten Schulen“ sehr wohl auch Homophobie, aber eben vielleicht nicht die „schlägertyp-mäßige“ (I5), man werde eben ausgegrenzt. Einige können sich nicht vorstellen sich zu outen, weil sie negative Reaktionen von MitschülerInnen und LehrerInnen befürchten. „In meiner Klasse würde ich es mir nicht trauen, weil es ein paar Menschen gibt, die sie würden es ausnützen, schlecht machen und das Ganze. Aber das ist jetzt meine Klasse, es gibt andere Klassen in denen würde ich mich wahrscheinlich schon trauen.“ (I1)

Oder ein anderer Teilnehmer: „Ich habe mich nie geoutet, weil ich dachte, das geht niemanden etwas an ... aber es wäre sicher Schwule-Sau gekommen.“ (I5)

I7 besucht zwar eine liberale Schule, er ist aber aus unterschiedlichen Gründen dennoch nicht out: „In meiner Klassen wissen es nur einige, die mussten mir hoch und heilig versprechen es nicht zu sagen.“

Meine Eltern wissen es auch nicht. Man wird da so abgestempelt, das verändert einen auch. ... Ich bin mir nicht sicher, was ich sagen soll, wir haben an unserer Schule keine Schwulen, die es sagen. ... Meine Klasse ist eher eine wilderer Klasse ... schon ein bisschen gegen Schwule, die Jungs. Einen habe ich in einer Schwulenbar getroffen, ja (lacht).“ (17)

Etwas ältere TeilnehmerInnen haben bereits einen längeren Prozess durchlaufen: „In der Schule habe ich mein Coming-Out mit 16 gehabt – nachdem ich ein paar Mal im XY war, und gesehen hab da gibt's noch andere Leute. Es gibt Leute, die mich unterstützen würden. Ich hab mich zuerst bei meiner besten Freundin geoutet, dann langsam bei meiner Familie. In der 7. dann auch vor der Klasse. Ich habe ziemlich positive Erfahrungen durchgehend gemacht. Anders als bei einem bisexuellen Jungen im meiner Klasse, der sich in einen Mitschüler verliebt hat, das war dann was ganz Schlimmes. Da kommt das Vorurteil zum Tragen, dass Lesben nicht wirklich dasselbe sind. Anders formulieren.... dass es bei Lesben etwas Erotisches ist.“ (12)

Für das Coming-Out einer TeilnehmerIn spielten praktische Gründe eine Rolle, weil I2 eine Freundin hatte und das nicht jedem/jeder einzeln erklären wollte, zudem empfand sich I2 sehr unabhängig von der Klassenmeinung, weil sie sowieso nicht sehr integriert war. I2 hat auch positive Erfahrungen mit Lehrkräften gemacht: „Ich persönlich habe keine Diskriminierung erfahren. Seitens der Lehrkräfte. Wobei ich nicht weiß wer es gewusst hat. Eine hat mich sehr unterstützt, eine andere hat mir gesagt, dass sie es sehr cool findet – als ich mit meiner Freundin zum Schulball gegangen bin. Also in der Schule habe ich sehr positive Erfahrungen gemacht.“ (12)

Insgesamt werden die möglichen Reaktionen von Lehrkräften auf das Coming Out – wie auch jene von ganzen Klassen stark als personen- und gruppenspezifisch eingeschätzt, selbst in als sehr aufgeschlossenen Schule, wie in einer Waldorfschule. Die TeilnehmerInnen outen sich, wenn überhaupt nur wenigen FreundInnen, denen sie vertrauen. Ein Coming-Out wird aber von den meisten als ein riskantes Unterfangen empfunden. Role Models und Unterstützungsstrukturen fehlen an Schulen weitgehend.

Inhaltliche Aufklärung und Information zum Thema LGBTI an Schulen:

Die TeilnehmerInnen geben durchwegs an, dass das Thema LGBTIs unzureichend im Unterricht behandelt wird. Meist nur sehr kurz im Biologieunterricht, als Erwähnung. Auch das Biologiebuch – das sichtlich die meisten hatten – wird als problematisch und unzureichend empfunden (mit Bild von einem Männerpaar von hinten, die Hände in den Po-Taschen des jeweils anderen). Meist sei, wenn überhaupt nur von heterosexuellem Vaginalverkehr die Rede. „Und das gibt's auch ... Männern, die mit Männern und Frauen, die mit Frauen und dann muss man auch noch aufpassen wegen AIDS, das war es.“ (14)

Als zielführend erachten es einige der TeilnehmerInnenInnen, das Thema nicht nur im Aufklärungsunterricht anzusprechen, sondern auch in Deutsch, Englisch usw. „Es wirkt so natürlicher. Man redet man über die Wirtschaftskrise, mal über Homosexualität, Literatur.... Damit es alltäglich wird.“ (14)

Lehrkräfteschulung:

Vor allem für männliche Lehrkräfte dürfte das Thema nach Einschätzung der TeilnehmerInnenInnen in den Gruppeninterviews schwierig sein. Die einzigen, die es angesprochen hätten, wären nach der Erfahrung der Jugendlichen weibliche Lehrkräfte gewesen.

Es wird aber auch gesehen, dass LehrerInnen hier auch oft auf sich allein gestellt sind, da sie selbst recherchieren müssten. Es wird oft auch nicht als Priorität gesehen, weil dem Empfinden nach eben nur wenige von dem Thema betroffen sind. Die TeilnehmerInnen der Gruppeninterviews gehen also davon aus, dass Lehrpersonen sexuelle Orientierung und sexuelle Identität als fixe und nicht fluide Kategorien sehen und auch den hierarchischen Zusammenhang zwischen Heterosexualität und normativer Zweigeschlechtlichkeit nicht sehen.

Die Lehrkräfte seien – mit Ausnahmen - beim Thema LGBTIs also oft zu wenig informiert (z.B. Verquickung des Themas mit Travestie), oft auch zu wenig engagiert oder überfordert, so die Einschätzung der TeilnehmerInnen. Es gibt aber auch positive Erfahrungen: Eine Turnlehrerin habe das Thema aber gut angesprochen, über die Möglichkeit via Zettel anonym Fragen zu stellen, die sie dann beantwortet hat. SchülerInnen fragen, was sie wissen wollen wird als zielführender empfunden, als einfach nur den Stoff lernen zu lassen.

Aus Sicht der Jugendlichen wären hier einige Verbesserungen wichtig. Zum einen braucht es eine bessere LehrerInnenausbildung, zum anderen bessere Unterrichtsmaterialien und zum anderen auch LehrerInnen, die Diskriminierung entgegenreten.

„Wäre gut, wenn Lehrer klarstellen, was geht und was nicht – wenn von der „gute alte schwulen Sau“ gesprochen wird. Es gibt einem ein ungutes Gefühl. Als Jugendlicher schwieriger, als Erwachsener einfacher.“ (I6)

Es braucht aber auch eine andere Didaktik, also nicht nur Lehrstoffvermittlung, sondern auch andere Vermittlungsweisen „... weil man seinen Lehrer nicht vor versammelter Mannschaft fragt, wie Analverkehr funktioniert.“ (I6)

Diskriminierung und Gewalt - Unterstützung von LGBTIs und Schutz vor Diskriminierung und Gewalt in Schulen:

15 % der TeilnehmerInnen an der Online-Befragung hat sich in den letzten 12 Monaten gemobbt oder diskriminiert gefühlt (siehe Abbildung 40 und Abbildung 41). Die meisten SchülerInnen erlebten verbale Herabwürdigungen, meist von männlichem Lehrpersonal oder von Mitschülern, wobei (lesbische) Cis-Frauen von männlichen und weiblichen Täterinnen gleichermaßen diskriminiert werden, Schwule mehr von männlichen Tätern. (Die Formen von Diskriminierung und Gewalt, die in Schule und Ausbildung erlebt werden, finden sich in Abbildung 41: Diskriminierung und Gewalt in der Ausbildung.)

Verbale, auch ungezielte, Gewalt haben auch viele der TeilnehmerInnen in den Gruppeninterviews an ihren Schulen erlebt: „Ein Mädchen hat mal gesagt, dass alle schwulen Männer an den Eiern aufgehängt gehören.“ (I3) Als problematisch erachten TeilnehmerInnen, wenn Lehrkräfte bei homophoben Äußerungen nicht eingreifen: „Einmal ist ein Junge im Rechnungswesenunterricht aufgestanden und hat gesagt „Was ist das für eine schwule Schweißse“ und die Lehrerin hat nichts gesagt.“ (I3)

Gleichzeitig gibt es auch Erfahrungen, wo Lehrkräfte eingeschritten sind:

„Bei uns war das anders. Solche Aussagen wurden von Lehrkräften zurückgewiesen. Später hab ich auch eingegriffen – es hat geholfen, sie haben auf mich gehört.“ (I4)

Die TeilnehmerInnen der Gruppeninterviews erwarten demnach von Lehrkräften, dass sie homophobe Aussagen und Handlungen entgegentreten.

Die TeilnehmerInnen verweisen auch auf die fehlende Unterstützung in Schulen. Eine TeilnehmerIn wünscht sich in Zukunft Unterstützungsgruppen an den Schulen (I3), ein anderer Teilnehmer fordert, dass es ein ausreichendes schulpsychologisches Angebot gibt, das sich nicht nur auf eine Stunde in der Woche beschränkt.“ (I5). Ein solches Angebot wäre einfacher zu erreichen, als andere Angebote, wo es für Jugendliche schwieriger ist hinzukommen. Viele der TeilnehmerInnen der Gruppendiskussionen halten es auch für sehr wichtig, dass es in Schulen bekannter wird, dass es auch externe Angebote gibt. Externe BeraterInnen, die nur über Geschlechtskrankheiten referieren, sind allerdings aus Sicht der SchülerInnen unzureichend. Es fehlt der Überblick an Schulen was es an Beratungsangeboten der Community gibt. Die Aktivitäten der Community hier durch Schulbesuche und Exkursionsangebote die Aufklärung zu unterstützen wird daher höchst positiv eingeschätzt. Dies u.a. deshalb, weil es unter Gleichaltrigen einfacher ist über verschiedene Themen zu sprechen, und weil die LehrerInnen, als BeurteilerInnen, als zu involviert betrachtet werden.

Was die Unterstützungsangebote der Community betrifft, so werden Telefon-Hotlines als überholt betrachtet. Informationen holt man sich eher aus dem Internet und von FreundInnen (im Internet).

Vorsichtig thematisiert wird auch das Zusammenleben von Personen aus verschiedenen sozio-kulturellen Kontexten bzw. mit unterschiedlicher Herkunft: „Ja und das andere – da kommt man relativ leicht ins Klischee (sehr vorsichtig formulierte Sätze). Ich war in einer Schule, wo relativ viele Menschen mit Migrationshintergrund waren – Ex-Jugoslawien, Türkei. Es gibt in diesen Gesellschaften ... sind die Diskussionen nicht so geführt worden, da muss man damit leben oder anerkennen, dass sie in einem Elternhaus aufgewachsen sind, wo die Eltern nicht auf die Idee gekommen wären, dass Homosexualität etwas anders sein könnte, als böse. Da braucht es glaube ich einerseits spezielle Angebote, für Jugendliche, die selber LGBTs sind. Und Angebot, damit es nicht zwei Welten sind, die neben einander eher leben. Es ist schwierig es an zu sprechen, ohne gleich rassistisch zu sein oder den FPÖ-Arschlöchern neues Futter zu liefern. Es gehört angesprochen, dass Problem verschwindet nicht einfach.“ (I5) Das Themenfeld wird auch in anderen Bereichen der Studie aufgeworfen. Um Verallgemeinerungen und Ausgrenzungsmechanismen zu vermeiden, sind hierzu weitere Analysen und spezifischere Erhebungen notwendig, die die Dominanz von Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen mit einbeziehen sowie gesellschaftliche Entwicklungen im europäischen

und globalen Umfeld, die Weiblichkeit und andere nicht-dominante Geschlechterkonstruktionen nach wie vor abwerten und mit Gewalt bedrohen.

Erfahrungen mit Community-Orten

Laut den Ergebnissen der Onlinebefragung sind über 58 % der Jugendlichen bis 18 Jahre mit den altersspezifischen Community-Angeboten sehr zufrieden bis zufrieden, 24,5 % sind nicht zufrieden, 17 % geben an, dass sie diese Frage nicht betrifft. Mit Community-Einrichtungen wie Lokalen, Beratungen, Vereine sind 25 % sehr zufrieden bis zufrieden, nahezu 20 % sind jedoch nicht zufrieden.

In den Gruppendiskussionen wird das Angebot in Wien als generell sehr gut eingeschätzt – auch im Vergleich zu anderen Ländern. Diese Einschätzung teilen die meisten TeilnehmerInnen. „Ich finde in Wien gibt es eh viel Angebote – ich war in verschiedenen Ländern. Auch für Transpersonen.“ (I2) Zu den verschiedenen Angeboten der Community gibt es allerdings – abhängig von den jeweiligen individuellen Erfahrungen und Zugängen - sehr unterschiedliche Einschätzungen:

„Ich finde im XY³⁶ wird erstaunlich viel diskriminiert, grad was Bisexuelle und Transpersonen angeht. Das hat mir nicht gefallen. ... Dort ist es ziemlich normativ – zumindest vor einem Jahr, kann sich vieles verändert haben. ... Dort [XX] hab ich ziemlich coole Leute kennengelernt, dort war das komplette Gegenteil, ganz verschiedene Leute mit verschiedenen Identitäten, die auch oft nicht festgelegt war, und das war ziemlich selbstverständlich.“ (I2)

Wie finden die Jugendlichen Kontakt zu Community-Einrichtungen?

Die Orte werden gefunden vor allem durch FreundInnen, durch das Internet und auch durch Hinweise der Eltern. Sie erstmals zu betreten kostete den meisten eine starke Überwindung und gemeinsame Ausgänge mit der Gruppe werden hier als sehr unterstützend empfunden.

„Also es hat Überwindung gekostet, hier [YY] mal her zu gehen. Ich hab mich noch nicht so getraut, deshalb habe ich auch nicht so viele Freundschaften. Alleine traue ich mich auch nicht ins XY gehen, deshalb war ich auch noch nie dort.“ (I1)

„Das war XY ... um Gottes Willen da soll ich reingehen – ernsthaft jetzt. Ich bin hineingegangen.“ (I5)

Als positiv wird auch ein Gefühl von Verbundenheit mit anderen LGBTIs empfunden: „Ich fühle mich wohl in XY.... Sexuelle Orientierung ist nicht nur was körperliches, psychisches, man ist mit anderen Leuten verknüpft an besonderen Orten. Ich mag das, weil ich immer jemanden hab mit dem ich reden kann.“ (I4)

Generell wird die Community demnach als „gut aufgestellt“ empfunden, weil sie groß genug ist, um sich eigene Gruppen zu suchen und unterschiedliche Bedürfnisse gedeckt werden.

³⁶ Konkrete Nennungen von Lokalen wurden anonymisiert, da sich die Aussagen auf subjektive Erfahrungen stützen und damit keine generalisierende Aussage über das jeweilige Lokal nahegelegt werden soll.

Sicherheitsgefühl

Die Mehrheit von nahezu 80% ist in dieser Altersklasse mit der Sicherheit im öffentlichen Raum sehr zufrieden (22%) oder zufrieden (53%). Nahezu 77% schätzen besonders die Anonymität der Großstadt. Ein Jugendliche in den Gruppendiskussionen betont aber auch die empfundene Sicherheit in machen LGBTI-Räumen/Community-Lokalen. „Ich fühle mich hier sicherer, ich kann sagen was ich will. Ich kann offener sein. ... Außerdem weiß ich, dass die Leute hier schwul sind ich erkenn das nicht auf der Straße.“ (17).

Eine andere Jugendliche schränkt ein, dass es für Bisexuelle nicht immer so einfach sei, Bi-phobie sei in der Community ein Thema: „Bei mir ist es ein Sonderfall, weil ich Bi bin, es wird immer noch Biphobie diskutiert, es ist immer noch etwas komisch. ... Wenn als Mädchen in einem Lesbenlokal bin wird davon ausgegangen, dass ich lesbisch bin. Ich hab damit jetzt kein Problem, aber es ist halt auch wieder eine solche Unsichtbarkeit.“ (14)

Bezüglich konkreter Community-Einrichtungen sind demnach die Erfahrungen und Einschätzungen sehr unterschiedlich und geprägt durch die eigene Verortung in der Community. Hier ist sicherlich auch ein Bias durch Auswahl der TeilnehmerInnen an den Gruppendiskussionen gegeben. Erfahrungen von Personen, die weniger oder gar nicht in Vereine eingebunden sind, können hier nicht erfasst werden.

Gibt es Generationskonflikte – Altersdiskriminierung in der Community?

Probleme mit dem Alter werden nur wahrgenommen, wenn die Jugendschutzbestimmungen den Zugang zu Lokalen beschränken (Ausweiskontrollen) oder aber auch als Diskriminierung älterer schwuler Männer. Thema ist auch, wie man als JugendlicheR in Lokalen wahrgenommen wird: Männliche Jugendliche berichten von Community-Orten, wo sie sich nicht wohlfühlt haben. „... man fühlt sich relativ leicht als Frischfleisch ...das ist mit ein Grund, warum ich die meiste Zeit in XY war und dann erst weiter geschaut hab. Man muss erst lernen, wie man damit umgeht.“ (16) Der Teilnehmer würde sich wünschen, dass die Barbetreiber hier ein Auge drauf haben, ob sich die jungen Leute da wohl fühlen.

Ein anderer Jugendliche relativiert: „Ich würde das auch niemandem zum Vorwurf machen, Lokale sind ja auch dafür da...“ (15) fügt jedoch hinzu dass es gerade deshalb auch Ansprechstellen braucht, um Orientierung in der Community zu bekommen.

Solche Erfahrungen haben die teilnehmenden Frauen nicht. Sie orten hier einen anderen Umgang mit Alter in der lesbischen Community: „Es ist nicht altersabhängig. Ich hab s noch nicht erlebt. Ich habe den Eindruck, dass man in der Lesbencommunity weniger interessant ist, weil man jung ist, sondern eher, wenn man sich etabliert hat. Da muss du dir einen Ruf aufgebaut haben, dann bist du erst richtig interessant.“ (14)

Generell fühlen sich die TeilnehmerInnen der Gruppeninterviews aber in den meisten öffentlichen Räumen sicher. Gleichzeitig wollen sie aber in manchen Gegenden nicht als LGBTI erkannt werden (z.B. Floridsdorf in der Bahnhofsgegend oder im 16. Bezirk) und sie überlegen generell, wie sie sich verhalten. „Ich finde wenn ich mich im öffentlichen Raum bewege, mit meiner Freundin, fühle ich mich

sicher, fast stolz. Wir halten Händchen. Ja also nicht viel Küssen. Ich fühle mich eher sicherer – ich wohne im 16. - da würde ich um Mitternacht auch nicht unbedingt meine Freundin küssen.“ (I2)

„Ich fühle mich selber sicher – es sind schon manchmal eigenartige Blicke.“ ...“ Ja man hört ja immer etwas. Ich habe eine Freundin, die hat hier auf der Pilgramgasse ihre Freundin geküsst, da hat jemand ihre Tasche angezündet... es gibt verrückte Menschen“ (I1).

Erfahrungen mit Wiener Einrichtungen:

In der Online-Befragung geben die TeilnehmerInnen unter 18 Jahren überwiegend an sich in den Einrichtungen der Stadt Wien sehr gut bis gut aufgehoben zu fühlen, wobei die städtischen Behörden mit 27 % und die öffentlichen Verkehrsmittel mit 14 % im Bereich mit „weniger gut“ kritisiert werden. In den Gruppeninterviews gibt es noch wenige Erfahrungen mit städtischen Einrichtungen.

Wünsche an die Stadt Wien allgemein

Die Ereignisse rund um das Café Prückel haben nicht nur in der online-Befragung einen TeilnehmerInnen-Peak ausgelöst, sondern auch TeilnehmerInnen in den Gruppeninterviews sensibilisiert. Die unter 18 Jährigen wünschen sich in der online-Befragung LGBTI-daher u.a. LGBTI-freundlichere Kaffeehäuser und für die TeilnehmerInnen der Gruppeninterviews ist es Thema, sich im öffentlichen Raum frei bewegen zu können (I1) und sich in Kaffeehäusern, wie Heterosexuelle verhalten zu dürfen (I2).

Die Jugendlichen wünschen sich in der online-Befragung zudem eine moderne und zeitgerechte Politik, eine breitere Aufklärung, vor allem auch in MigrantInnen-Kreisen, mehr LGBTI-spezifischen Angebote, Lokale und (Groß-)Veranstaltungen, mehr politischen Druck für Gleichstellungsthemen wie Ehe-Öffnung und Adoptionsrecht und öffentliche Signale der Solidarität mit LGBTI-Personen. Auch werden Beispiele heteronormativer Strukturen im Alltag angesprochen, beispielsweise dass in der Therme Oberlaa das Pärchen-Package nicht für gleichgeschlechtliche Paare erhältlich ist.

Auf formaler Ebenen wünscht sich eine Teilnehmerin auch, dass auf Formularen nicht männlich/weiblich angegeben werden muss, sondern Möglichkeiten angeboten werden, die auch gender-fluide Personen berücksichtigen (I2).

Wünsche an die Stadt Wien bezüglich Schulen:

Hier machen die meisten TeilnehmerInnen der Gruppeninterviews deutlich, dass sie großen Handlungsbedarf auf mehreren Ebenen in den Schulen sehen, obwohl auch hier große Unterschiede bestehen dürften. Auch in den Ergebnissen der Online-Befragung wird der Schutz von LGBTIs vor Mobbing in den Schulen und mehr Aufklärung eingefordert.

„Ich finde, dass an den Schulen ziemlich viel reformiert gehört. Ich hatte zwar viele positive Erfahrungen. Aber ich höre dann von anderen Leuten, dass sie in der Klasse ziemliche Probleme hatten und was ich schon gemerkt hab, dass es in der Schule viel ausgeklammert wird, dass es diese

Möglichkeiten überhaupt gibt, mehr als zwei Geschlechter gibt, oder ... ja solche Sachen. Ich finde, da gehört vielmehr aufgeklärt.“ (I2)

Thematisch wünscht sich eine Teilnehmerin nicht nur das Sprechen über Sexualität sondern auch über Gender-Awareness und über internationalisierte Homo- und Transphobie (I4). Die Schule sei schließlich die letzte Möglichkeit, wo man alle informieren kann. Es soll daher im Unterricht besser behandelt werden:

„Zumindest eine Stunde über verschiedene Geschlechtsidentitäten reden, sexuelle Orientierungen, nicht nur das gibt's auch, und es ist okay, sondern klar machen, dass es eine Bandbreite gibt, und dass man nicht annehmen kann, dass alle Hetero sind. Abgesehen von den 2-3 SchülerInnen, die geoutet sind.“ (I4)

Wenn Informationssuchende nur das Internet nützen, sehen die TeilnehmerInnen einige Probleme, weil da aus ihrer Sicht einiges angeboten wird, was junge Menschen überfordert und auch falsch informiert. „Wenn man keine Ahnung hat – schwierig – da kommt irgendwas.“ (I6). Es sei daher wichtig in der Schule zu lernen, was vertrauenswürdige Information ist. Die LehrerInnen sollten Jugendliche auf verlässliche Seiten hinweisen.

Spezifische Wünsche an die WAST:

Die Produktion von informativen Broschüren wird von den TeilnehmerInnen der Gruppeninterviews als sehr wichtig eingeschätzt, Die Broschüre zu Transidentitäten wird als sehr informativ bewertet und auch als gutes Mittel, um Informationen an andere weiterzugeben, wo persönliche Erklärungen schwerfallen. Gut fand ein Teilnehmer auch die Plakat-Aktion über Respekt: Vorschlag: Plakate bei der Impfstelle am Mag. Bezirksamt anschlagen.

Als wichtig erachtet wird auch die Medienarbeit, damit das Thema LGBTI laufend präsent ist, nicht nur in Song Contest-Zeiten. Es soll auch nicht als separater Teil abgehandelt werden, sondern in alltägliche Themen eingebunden sein. Gleichzeitig äußert ein Teilnehmer die Befürchtung, dass wenn LGBTI zu viel Thema sind, es auch zu einer Gegenreaktion kommen kann. „In meiner Familie kam es so vor, weil alle darüber geredet haben, dass alle verschwulen.“ (I7)

Wichtig wäre auch ein Aufklärung für Eltern, die Angst vor Stigmatisierung und Ausgrenzung ihres Kindes haben: „Meine Mutter sagt mir auch immer, überlegt dir, ob du das alles in den Lebenslauf schreiben willst, das mit XY, die nehmen dich vielleicht deshalb nicht. Die Leute haben dann ein Bild von einem, Meine Mutter ist halt in einer anderen Zeit aufgewachsen... ich will auch nicht in einer Arbeit arbeiten, wo mich die Leute diskriminieren würden, wenn ich mich outen würde.“ (I4)

Insgesamt zeigen die quantitativen und qualitativen Ergebnisse, dass die Bereiche Schule/Ausbildung stark von heteronormativen Verhältnissen geprägt werden und das Lebens- und Sicherheitsgefühl Jugendlicher beeinträchtigen. Es wird deutlich, wie zentral in diesem Feld die Kompetenzentwicklung der Verantwortlichen und die Übernahme von Verantwortung zum Schutz von Jugendlichen vor Homo-trans- und Biphobie ist.

5.4. Ergebnisse aus der Gruppendiskussion: „Behinderung“

Im Online-Fragebogen wurde das Thema Behinderung(en) im Zusammenhang mit LGBTIs nicht direkt abgefragt, es wurde aber in Form von Item-Ausprägungen mehrmals thematisiert. Die folgenden Daten beziehen sich auf das Teilsample, das sich aus jenen TeilnehmerInnen zusammensetzt, die entweder bei der Frage „Diese Diskriminierung/das Mobbing/die Belästigung/oder körperlichen Misshandlungen geschahen aufgrund... ..?“ (23b) die Ausprägung: "... meiner Beeinträchtigung/Behinderung" gewählt haben, oder unter Frage 6a "Sie wohnen ..." die Ausprägung "in einer Einrichtung mit Betreuung" oder unter Frage 6b: „Sie wohnen ..." die Ausprägung "gemeinsam mit einer Betreuungsperson." gewählt haben. Diese Antwortbereiche ergaben 17 TeilnehmerInnen. Die TeilnehmerInnen definierten ihr Geschlecht/ihr geschlechtliches Selbstverständnis wie folgt:

Tabelle 15: Geschlechtliche Selbstdefinition Teilnehmender mit Behinderung

Wie definieren Sie (derzeit) Ihr Geschlecht bzw. welches geschlechtliche Selbstverständnis haben Sie?	
Ich...	Anzahl
lebe als Frau und bin als Frau geboren	3
lebe als Mann und bin als Mann geboren	4
lebe als Frau und bin oder war transsexuell	1
kann/will mich nicht definieren	3
Zutreffend ist eher:	
	1
Männlich	1
Nichts	1
scheinsexuell	1
schwul	1
wurde als Kind geboren (weder Mann noch Frau) und sehe mich als non-binary	1
Total	17

Quelle: IHS 2015

Die 17 TeilnehmerInnen gaben ihre sexuelle Orientierung/ihre sexuelle Identität wie folgt an:

Tabelle 16: Sexuelle Orientierung/Identität Teilnehmender mit Behinderung

Wie würden Sie ihre momentane sexuelle Orientierung/sexuelle Identität am ehesten benennen?	Anzahl
lesbisch	4
schwul	0
homosexuell	5
heterosexuell	1
bisexuell	2
poly/pansexuell	5
asexuell	1
unsicher	1
Eher als:	
intersexuell	1
Nichts	1
Total	21

Quelle: IHS 2015

Zum Thema LGBTIs und Behinderung(en) wurde ein leitfadengestütztes Gruppeninterview (Leitfaden im Anhang) geführt und den Teilnehmenden ein Kurzfragebogen (im Anhang) zu ihren biografischen Daten vorgelegt.

3.9.2015, IHS, 17—18.30 Uhr 2 GebärdendolmetscherInnen, barrierefreier Zugang zur Örtlichkeit.		
	TN 1	TN 2
Geschlecht/geschlechtliche Identität	männlich	männlich
Art der Behinderung	mobilitätseingeschränkt, benutzt einen Rollstuhl	Gehörlos, kommuniziert in Gebärdensprache
Wohnort	Wien	Wien
Alter	35	25
Sexuelle Orientierung	schwul	stehe auf Männer
Migrations-/Fluchtgeschichte	nein	ja
Erwerbsstatus	Erwerbsarbeitslos	Unternehmer im Gründungsprogramm

In der Zusammenschau der quantitativen und qualitativen Ergebnisse ergibt sich folgendes Bild zu diesem Themenfeld, welches sicherlich noch weiterer Ausdifferenzierung im Rahmen weiterer Studien bedarf, wobei insbesondere auch die Aktivierung von Personen mit unterschiedlichen Geschlechteridentitäten im Zentrum stehen sollte.

Begriff Behinderung

Im Gruppeninterview wurde zunächst der Begriff „Behinderung“ thematisiert, um einen Eindruck davon zu bekommen, ob dieser Begriff für die Teilnehmenden eine akzeptierte Form der Adressierung/Ansprache darstellt.

Die TN haben sich mit den Begriff Behinderung im Verlauf ihres Lebens immer wieder auseinander gesetzt. Im Grund ist TN1 die Bezeichnung aber egal, weil immer etwas Negatives damit verknüpft wird „Wurscht, wie man das Kind nennt, es ist immer negativ besetzt.“ (TN1) Für beide TN hat der Begriff eine stark soziale Komponente im Sinne von „behindert werden“. Manche Begriffe, wie „hörbehindert“ werden lt. TN 2 als zu sperrig und für andere Menschen als schwer verständlich empfunden. TN 2 erwähnt auch den Begriff „taubstumm“, den er ablehnt. Er definiert sich als gehörlos, nicht als stumm, er kommuniziert ja!

Generell wurden von dem quantitativen Teilsample und den beiden Interviewpartnern viele Themen angesprochen, die auch von TeilnehmerInnen der online-Befragung ohne Behinderungen angesprochen wurden. Das Thema Behinderung fand im Teilsample wenig explizite Erwähnung, hier war das Gruppeninterview aufschlussreicher bzw. verdichtend.

Lebenszufriedenheit in Wien?

Bei der offenen Frage: „Folgende weitere Angebote/Faktoren in Wien machen mich zufrieden ...“, gab das Teilsample fünf Antworten, wovon sich eine explizit auf das Themenfeld „Behinderung“ bezog. Eine Person gab hier das Angebot der Behindertenhilfe des Fonds Soziales Wien an.

Bei der Frage nach Verbesserungsvorschlägen („Was könnte in Wien verbessert werden, damit Sie sich als LGBTI (noch) zufriedener fühlen?“) wurde von einer Person explizit die Barrierefreiheit von LGBTI-Einrichtungen angeführt. Die weiteren Vorschläge bezogen sich auf mehr Aufklärung, Gewaltprävention und Verbesserung der LGBTI-Infrastruktur, der rechtlichen Lage von LGBTIs.

Als konkreter Wunsch an die Stadt Wien wurde bei der Frage: „Was wären konkrete Schritte, die die Stadt Wien setzen könnte, um Ihre Lebenszufriedenheit zu verbessern?“ geäußert, dass auch in der U-Bahn barrierefreie Garnituren angekündigt werden (wie bei Straßenbahn).

Im Gruppeninterview schätzt TN 2 die Lebensqualität in Wien als sehr hoch ein – es gibt aber auch noch einiges zu tun, insbesondere bei der Barrierefreiheit von Veranstaltungen.

Tabelle 17: Besuche in der Community von TeilnehmerInnen mit Behinderung

Wie oft besuchen Sie Angebote der LGBTI Communities?		Anzahl	Prozent
Beratungsstellen und (Selbsthilfe-)Gruppen für Lesben, Schwule und Transgender Personen	nie	6	46,2%
	alle paar Monate	4	30,8%
	jede Woche	0	0,0%
	täglich	3	23,1%
	Total	13	100,0%
Aktivistische Gruppen/Vereine (z.B. bei Diskussionsrunden, Vorträgen, Demonstrationen, und Festen)	nie	4	30,8%
	alle paar Monate	5	38,5%
	jede Woche	2	15,4%
	täglich	2	15,4%
	Total	13	100,0%
Lokale (z.B. Bars, Discos, Cafes, Restaurants, Parties)	nie	3	23,1%
	alle paar Monate	5	38,5%
	jede Woche	2	15,4%
	täglich	3	23,1%
	Total	13	100,0%
LGBTI Sport- und Kulturvereine und Gruppen	nie	9	69,2%
	alle paar Monate	2	15,4%
	jede Woche	0	0,0%
	täglich	2	15,4%
	Total	13	100,0%
Treffpunkte (Parks, Saunen, Cruising Areas)	nie	8	61,5%
	alle paar Monate	2	15,4%
	jede Woche	0	0,0%
	täglich	3	23,1%
	Total	13	100,0%
LGBTI Online-Plattformen (z.B. Rainbow.at, Gay-Romeo, etc.)	nie	3	23,1%
	alle paar Monate	2	15,4%
	jede Woche	4	30,8%
	täglich	4	30,8%
	Total	13	100,0%
LGBTI Angebote auf Facebook und anderen Social Media-Kanälen	nie	3	23,1%
	alle paar Monate	2	15,4%
	jede Woche	3	23,1%
	täglich	5	38,5%
	Total	13	100,0%

Quelle: IHS 2015

Wie wird die LGBTI-Community in Bezug auf Behinderung erlebt?

Im Hinblick auf die Nutzung von Community-Angeboten wurde im Teilsample (Tabelle 17) deutlich, dass von dieser Teilgruppe eher Internet-Angebote genutzt werden, wenig Beratungsstellen/Selbsthilfe-/Gruppen oder auch Lokale.

Dieser Befund wird durch das Gruppeninterview bestätigt und qualitativ auf mehreren Ebenen begründet. TN1 erlebt die LGBTI-Community als Mensch, der einen Rollstuhl benutzt als „*relativ katastrophal*“. Außer XY gibt es seines Wissens nach kein Lokal bzw. keine Einrichtung in der Community, die baulich barrierefrei wäre. Die baulichen Bedingungen halten TN1 demnach davon ab, Einrichtungen langfristig nutzen zu wollen, weil er sich den Frust und den Stress ersparen will. Beratungsstellen suchen seiner Erfahrung nach zuweilen Ausweichmöglichkeiten, also andere Lokalitäten, wo sie Leute, die einen Rollstuhl nutzen treffen können. Ausschluss entsteht auch durch feuerschutzpolizeiliche Bestimmungen. TN 1 hat die Erfahrung, dass er mit der Begründung, dass BetreiberInnen eine gewisse Haftung hätten, nicht in Lokale gelassen wurde: „*Wir würden dich ja gerne reinlassen, aber wir dürfen nicht!*“ (TN1)

TN1 sieht doppelte Schwierigkeiten für Leute die ihr Coming-Out haben: erst einmal überhaupt in Lokale zu kommen und dann, aufgrund einer Behinderung auch noch um Hilfe fragen müssen.

Aufgrund der zahlreichen Barrieren ist die Nutzung des Internets ein wichtiges Element für LGBTIs mit Behinderung(en). Barrieren, die im realen Leben eine Rolle spielen, sind im Netz nicht vorhanden (keine Stufen, barrierefreies WC ist gleich nebenan). Die Kommunikation von Angeboten und Veranstaltungsinfos über das Internet ist für die beiden TN des Gruppeninterviews eine tolle Sache. Überhaupt schätzen sie die Möglichkeiten, die das Internet bietet als unverzichtbar ein – hinsichtlich Kontaktaufnahme, auch zu Leuten in anderen Ländern, Dating-Plattformen, Infos zu Veranstaltungen. Internet Kontaktforen machen es einfach leichter mit anderen in Kontakt zu kommen.

Die TN des Gruppeninterviews führen aber auch einige positive Beispiele an, wo sie sich in der Community gut angenommen gefühlt haben – z.B. bei den Spieleabenden im XY oder am Naschmarkt-Fest. Die TN bewegen sich aber auch in anderen Communities, die ihre Interessen abbilden (sozialpolitische Interessen, Musik, Tanz, etc.). Toll findet TN 2 wenn sich seine Communities überschneiden.

Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen?

46% des Teilsamples der online-Befragung haben in den letzten 12 Monaten Diskriminierung oder Gewalt erfahren.

Tabelle 18: Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von TeilnehmerInnen mit Behinderung

Haben Sie in Wien (z.B. Strasse, Geschäfte, Veranstaltungen....) in den letzten 12 Monaten Diskriminierungs- oder Gewalterfahrungen gemacht?		
	Anzahl	Prozent
Ja	6	46,2
Nein	3	23,1
weiss nicht	4	30,8
Total	13	100,0

Quelle: IHS 2015

Die Bereiche in denen diese Erfahrung gemacht wurde sind breit gestreut, jedoch werden der öffentliche Bereich und der virtuelle Bereich vergleichsweise stark thematisiert. Diskriminierung passiert aber auch in der Familie, der Beziehung und dem Bekanntenkreis wie auch in LGBTI-Lokalen.

Tabelle 19: Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von TeilnehmerInnen mit Behinderung nach Bereichen

In welchen Bereichen fand/en diese Diskriminierung/das Mobbing/die Belästigungen/oder körperlichen Angriffe statt?	Anzahl
in meiner Familie	3
in meiner PartnerInnenschaft	3
in meinem Bekanntenkreis	3
auf offener Straße	7
in öffentlichen Verkehrsmitteln	6
am Arbeitsplatz/Ausbildungsstätte	3
in Geschäften	4
in Lokalen	4
in LGBTI-Lokalen	4
beim Sport/Fitness	3
in städtischen Einrichtungen (städtische Behörden, Wohnbereich	2
bei Begegnung mit der Polizei	3
im Internet/in sozialen Medien	5
An einem anderen Ort, nämlich...	
Berufsschule	
Kirche	
Postamt	

Quelle: IHS 2015

Die beiden TN des Gruppeninterviews trennen zwischen Diskriminierung aufgrund des Schwul-Seins und ihrer Behinderung. Als Schwule haben Sie keine Diskriminierung in den letzten 12 Monaten erlebt – weder im öffentlichen Raum (TN 1 meint der 3 Bezirk ist hier besser, als der 2. wo er vorher gewohnt hat), noch am Arbeitsplatz oder in der LGBTI-Community. TN 1 des Gruppeninterviews empfindet das

Publikum in den LGBTI-Lokalen als sehr unterschiedlich, viele Leute sind sehr offen andere haben Berührungsängste. Natürlich spielt das Thema Behinderung in Gesprächen auch immer wieder eine Rolle. Generell sieht TN1 das Problem, dass Leute in der LGBTI Community im Alltag wenig sichtbar sind, bei Events wie der Regenbogenparade schon eher, weil es hier um gezieltes Sichtbarwerden geht. Es ist für TN 1 noch wenig in der Community - wie in der Gesellschaft insgesamt - angekommen, dass Menschen mit Behinderungen auch das Bedürfnis nach Kontakt, PartnerInnenschaft und Sexualität haben. Diskriminierung erfährt er aber weniger von Leuten als durch die baulichen Bedingungen.

Grundsätzlich fühlen sich die beiden TN des Gruppeninterviews aber weniger von Menschen diskriminiert sondern eher durch bauliche Barrieren. So fühlt sich TN 1 täglich z.B. durch fehlende Aufzüge und Treppen, kaputte U-Bahnaufzüge, fehlende WCs etc diskriminiert. Auch TN2 sieht ganz viele Ausschlüsse aufgrund fehlender Infrastruktur. Auf Seiten der Beratungsstellen sieht er kaum Angebote für gehörlose Personen, auch werden Veranstaltungen kaum gedolmetscht. Veranstaltungen ohne Dolmetsch sind für ihn meist nicht informativ und langweilig. Es gibt in Lokalen auch keine audio-visuellen Warnungen vor Gefahren. Er merkt erst, dass etwas passiert, wenn die anderen Leute unruhig werden.

Im Kontakt mit anderen sieht TN2 sich Vorteil, weil man seine Behinderung nicht sieht. Erst wenn er gebärdet. Dann sind Leute neugierig und stellen Fragen, nehmen Kontakt auf. Es ist allerdings schön, wenn Leute ein bisschen gebärden können, wenn sie sich um Kontakt bemühen. TN2 fühlt sich in der LGBTI Community sehr wohl. Oft ist den Leuten aber nicht klar wie sie den Einschluss gestalten können. TN 2 informiert sie dann über Möglichkeiten. Generell ist wenig Wissen in der Community zum Umgang mit Behinderung da, auch nicht über Möglichkeiten von Förderungen.

Wünsche an die Stadt Wien und die WAsT?

Hier haben die Teilnehmenden in der online-Befragung keine spezifischen Wünsche im Themenbereich „Behinderung“ geäußert, im Gruppeninterview hingegen schon. Beide TN verwiesen darauf, dass es im Prinzip um Informationsbereitstellung für LGBTI-Einrichtungen geht. Diesbezügliche Unterlagen und Aktivitäten sollten allerdings mit Menschen mit Behinderungen geplant werden, weil die wissen, was sie brauchen. Als weitere konkrete Anregungen werden angeführt: Infos für Lokale und Vereine wie man Dolmetsch organisiert, welche Beratungsmöglichkeiten und finanziellen Fördermöglichkeiten es beispielsweise für barrierefreies Bauen in der Stadt Wien gibt.

Wichtig wär es den TN auch, wenn bei der Bewerbung von Angeboten die Art der Barrierefreiheit ausgefragt werden würde. Die TN haben darüber hinausgehend viele weitere Ideen, was konkret getan werden könnte (z.B. Begrüßungsvideos in ÖGS auf Websites, Kurzzusammenfassung der wichtigsten Inhalte, präsentiert durch Leute aus ihren Communities, etc.). Wissen und Informationen an die LGBTI-Communities über Behinderung und dem Umgang damit, diese am besten gemeinsam mit Menschen mit Behinderungen erarbeiten. „Die wissen, was sie brauchen.“ (TN1). Es ist beiden TN aber klar, dass man nicht alles und gleich umsetzen wird können.

TN2 äußert am Ende des Interviews noch den Wunsch, dass es in Zukunft noch weitere Interviews und vielleicht auch Zusammenarbeit mit seiner Community gibt.

5.5. Ergebnisse aus dem Bereich: „Regenbogenfamilie“: Fokus: Erfahrungen mit Wiener Institutionen

Dieser Themenbereich wurde im Online-Fragebogen über mehrere Items adressiert, aus dem für die Auswertung ein Teilsample zusammengestellt werden konnte.

In das Teilsample einbezogen wurden TeilnehmerInnen die bei der Frage „Ich wohne ...“ die Ausprägungen "mit PartnerIn und deren/dessen Kinder/ern" (22 Personen) oder "mit PartnerIn und meinem/meinen Kindern" (82 Personen) oder "mit PartnerIn und unserem/unsere gemeinsamen Kind/ern" (99 Personen) ausgewählt haben. Dies ergab ein Teilsample von insgesamt 203 Personen.

Die Altersstruktur des Teilsamples stellt sich folgendermaßen dar:

Tabelle 20: Altersstruktur der Befragten in Regenbogenfamilien

Ihr Alter ist ...?		
	Häufigkeit	Prozent
zwischen 19-30	22	11,2
zwischen 31-45	104	52,8
zwischen 46-55	58	29,4
zwischen 56-65	9	4,6
zwischen 66-75	1	,5
über 75 Jahre	3	1,5
Gesamt	197	100,0

Quelle: IHS 2015

Die meisten TeilnehmerInnen sind demnach zwischen 31 und 45 Jahre alt.

113 der TeilnehmerInnen aus diesem Teilsample definieren sich als Frauen, 50 als Männer, 7 als transsexuell, 5 als transgender und 1 Person als intersexuell. Die restlichen Personen machten keine Angaben, wollten sich anders definieren oder wollten sich nicht definieren.

Den Beziehungsstatus geben die TeilnehmerInnen wie folgt an:

Tabelle 21: Beziehungsstatus der Befragten in Regenbogenfamilien

Sie sind derzeit...	Anzahl
in keiner Beziehung/Single	9
in einer gleichgeschlechtlichen Zweierbeziehung ohne Rechtsform	33
in einer verschiedengeschlechtlichen Zweierbeziehung ohne Rechtsform	28
In einer eingetragenen PartnerInnenschaft	30
in einer Mehrfachbeziehung	8
verheiratet nach dem österr. Eherecht	96
getrennt nach aufgelöster eingetragener PartnerInnenschaft	4
geschieden nach dem österr. Eherecht	8
Verwitwet	2
trifft alles nicht zu, sondern... (Qualitative Nennungen:)	7
aber nicht monogam	
Mehrfachbeziehung	
Platonische offene PartnerInnenschaft mit verschiedengeschlechtlicher Person, ohne gleichgeschlechtliche Partnerin	
plus responsible nonmonogamy Beziehungsgeflecht	
verheiratet nach span. recht	
wechselnde Partnerschaften	
wechselseitige mehrfache Einheitsliaison	
Gesamt	225

Quelle: IHS 2015

Demnach leben die meisten Personen in einer aufrechten Ehe gefolgt von jenen, die in einer gleichgeschlechtlichen Zweierbeziehung leben bzw. in einer eingetragenen PartnerInnenschaft. Hier wäre in weiteren Studien interessant zu analysieren, welchen Einfluss die derzeitige Rechtslage hier hat bzw. worin genau die Gründe liegen, dass Personen mehrheitlich im Rechtsinstitut der Ehe leben, obwohl sie sich mehrheitlich als nicht-heterosexuell bezeichnen.

40% der TeilnehmerInnen haben einen Universitätsabschluss, fast 16% Matura und 15% einen Abschluss an einer berufsbildenden Schule. Nur 6% haben einen Pflichtschulabschluss und 9% einen Lehrabschluss.

78 Personen des Teilsamples sind angestellt, 64 sind BeamtInnen oder Vertragsbedienstete, 27 Personen sind selbstständig erwerbstätig und 15 sind in Karenz bzw. in einer Auszeit.

Zum Thema Regenbogenfamilien kamen aus terminlichen Gründen keine Fokusgruppen zustande. Um dem engen Zeitbudget den Familien und damit ihren Lebensrealitäten zu entsprechen, wurden daher 3 themenzentrierte Interviews geführt, wovon zwei an den jeweiligen Wohnorten der Familien stattfanden.

	Einzelinterview 1 (I1) Dauer: 42 Minuten Ort: Rosa Lila Villa – Lila Tipp Datum: 20_10_2015)	Einzelinterviews 2 (I2) Dauer: 1 h 22 Minuten Ort: 1160 Bezirk, Wohnung der beiden Pfleagemütter Datum: 28.10.2015	Paarinterview (I3 und I4) Dauer: 71 Min. Ort: 1160 Bezirk, Wohnung der beiden Frauen Datum: 31.10.2015
Geschlecht/ geschlechtliche Identität	männlich	weiblich	weiblich/weiblich
Wohnort	Wien, 1180	Wien, 1160	Wien, 1160
Alter	Pflegevater, 47	Pfleagemutter, 39	I3 – Mutter, 40 Jahre, I4 – Co-Mutter, 47 Jahre,
Sexuelle Orientierung	schwul	lesbisch	I3 - queer I4 – queer
Migrations- /Flucht- geschichte	nein	nein	I3 - ja I4 – nein
Höchster Bildungs- abschluss/ Erwerbs- status	Universitätsabschluss/ unselbstständig erwerbstätig	Universitätsabschluss/ unselbstständig erwerbstätig	I3 Universitätsabschluss, in Karenz I4 Universitätsabschluss, selbstständig erwerbstätig
Kind/er	Pflegekind, Pflegesohn ist 8 Jahre alt	Pflegekind 1: Pflegetochter 3 Jahre alt Pflegekind 2: Pflegetochter 1 Monat alt	Kind: 7 Monate (leibliches Kind von I3, adoptiert durch Co-Mutter)

Aufgrund der biografischen Daten wird ersichtlich, dass sich ausschließlich AkademikerInnen bereitgefunden haben, an den Interviews teilzunehmen. Dieser Bias ist bei der Interpretation der Daten zu berücksichtigen. Hier wären in weiteren Untersuchungen vertiefende Analysen in anderen Bildungslagen anzustreben.

Zu den Ergebnissen:

In den qualitativen Interviews wurde zuerst nach der Haltung der Interviewten zu den Begriffen Regenbogenfamilie und Eltern gefragt, um etwas über den Umgang und die Assoziationen zu diesen häufig verwendeten Ansprachen zu erfahren. Für die meisten der interviewten Personen ist der Begriff Regenbogenfamilie ein positiv besetzter Begriff, den sie selbst mehr oder weniger häufig verwenden. I3: "Ich stehe dem Begriff ganz positiv gegenüber, ich finde es ist ein schöner Begriff ... ich verwende ihn glaube ich relativ selten, manchmal muss man ihn auch erklären." I2 merkt dazu allerdings an,

dass der Begriff „Familie“ aufgrund seiner starken ideologischen Besetzung an sich auch problematisch sein kann: „Trotzdem finde ich auch so ein politischer Begriff Familie, das ist so Kernfamilie, Kleinfamilie, das ist alles so eng. So ein politische Programm für Familie, da stoßt es mich ganz sauer auf, oder was ist überhaupt eine Familie, ja. Wie das wieder definiert wird, wer das sein darf und wer nicht, ja. Und will ich dann auch so eine Familie sein, oder will ich diesen Begriff Familie ... und ich hab da am Anfang ganz enorm gehadert mit dem Begriff Familie, ab das aber dann, weil ich nicht gewusst hab was eigentlich sonst sagen und hab dann doch auch diesen Begriff für mich aber ein bißl für mich zurück erobert ... jetzt spreche ich von uns als Familie und es hat für mich viel verloren von diesem Negativen, aber ich habe lang gebraucht, also das war für mich ein totaler Prozess, für mich diesen Begriff Familie zu einer Bedeutung zu machen, die für mich wieder okay ist.“ Doch I2 relativiert ihre Kritik auch wieder: „Regenbogenfamilie ist jetzt ... ja vielleicht als Sammelbegriff schon okay aber ich würd s für mich nicht verwenden. ... Es ist jetzt auch nicht total pfui, wenn die Stadt Wien von Regenbogeneltern oder Regenbogenfamilien spricht, ja.“

I2 problematisiert auch die Vorstellung was Regenbogenfamilie ausmacht: „Da hat man dann wieder so einen schönen Begriff, Was ist anders an Regenbogenfamilien? Ist es nur, dass da eben zwei Frauen oder zwei Männer oder weiß ich nicht, oder Transpersonen wie auch immer da beteiligt sind in der Familie, ist das Regenbogen, ist das das einzige, oder sind das auch andere Lebenskonzepte oder Familienkonzepte, oder sonst was?“ I2 geht es demnach nicht nur um eine Bezeichnung für eine Zweibeziehungskonstellation mit Kind/ern sondern auch um die Frage, welche Lebenskonzepte hiervon ausgeschlossen bleiben.

Auf die Frage, wie sie sich selbst bezeichnet differenziert sie diesen Zugang weiter aus und problematisiert noch einmal dominante Bilder von „Familie“: „Müssen wir uns bezeichnen? Bezeichnen wir uns? Ich sprech von wir, ich sprech von meiner Tochter, ich sprech den Namen aus, ich sprech von Personen eher, in dem Moment wo ich von Familie spreche, gibt mir das viel mehr Platz, weil ich habe eine Familie (sehr betont), ich bin Toll ich habe eine heilige Familie (sehr bentont), also so fühlt ich das an ... und das ist mit Regenbogenfamilie nicht anders. Und natürlich ist es manchmal in Kontexten wichtig zu sagen „meine Familie“ aber im Prinzip würde ich eigentlich immer von den Personen sprechen, die meine Familie ausmachen.“

Der Familienbegriff wird von I2 demnach stark durch ein Familienideal geprägt empfunden, das LGBTIs nach wie vor exkludiert. Ähnlich gelagert ist es mit dem „Eltern-Begriff“ und dem „Mutter- bzw. Vaterbegriff“. Auch diese Begriffe eigneten sich die Interviewten vielfach erst durch eine Neubesetzung des Begriffs an. „Ich finde „Eltern“ ist als Begriff wichtiger als „Familie“. Die Begriffsdiskussion führt auch zu einer Selbstreflexion, was die eigene Begriffsverwendung anbelangt: „Da war ich selber überrascht, dass wir das selber nicht gesagt haben. Ist mir spät aufgefallen, dass wir selber den Elternbegriff nicht so verwendet haben.“ (I1)

Der Eltern-Begriff wird auch als etwas Verbindendes empfunden, der die Partner nach dem Hinzukommen eines Kindes wieder stärker zusammenbringt: „Es kommt jemand dazu, das kann auch eine Belastung sein. Der Elternbegriff hat uns wieder zusammengebracht. Man ist verantwortlich, muss regeln vorgeben und Grenzen setzen,“ (I1).

Dass für unterschiedliche Familienkonstellationen oft noch das Bewusstsein fehlt, zeigt das Beispiel von I4: „Ich kann mich an eine Begebenheit erinnern, wo der Gedanke an eine Regenbogenfamilie so fern war, dass die erste Frage wo ich gesagt habe, dass ich schwanger bin, war, ob wir uns getrennt haben. Also dieser Kontext, dass ich mit einer Frau das Kind kriegen könnte, war dermaßen fern von der Lebensrealität.“

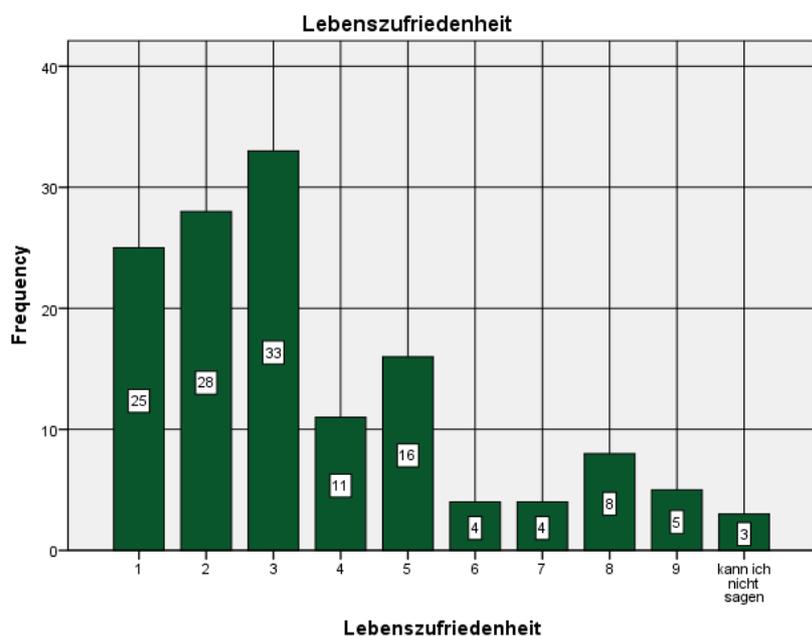
Die Begriffe Regenbogenfamilie und Eltern werden von den Interviewten demnach sehr differenziert gesehen – als ausgrenzend aber auch als identitätsstiftend und verbindend. Es wird deutlich, dass die Begriffe, stark mit heteronormativen Verhältnissen verknüpft sind und deren Bewertung bzw. Aneignungen daher ambivalent sind. Den Interviewten ist es sichtlich wichtig, dass das Bewusstsein wächst, dass es nicht nur Vater, Mutter, Kind gibt sondern vielfältige Formen von Familie.

In Punkto Lebenszufriedenheit ergab die online-Befragung im Teilsample eine sehr hohe Zufriedenheit.

Insbesondere sind die Zufriedenheitswerte hinsichtlich PartnerInnenschaft/Beziehung sehr hoch. Die Bedingungen für die Verpartnerung in Wien werden mit fast 50% als sehr bzw. zufriedenstellend bewertet, 20% sind eher nicht zufrieden. Hier wäre in vertiefenden Analysen interessant, worin die Unzufriedenheit qualitativ liegt (siehe Abschnitt 4.3.6.).

Die Möglichkeit eine Regenbogenfamilie zu gründen ist für 55 % sehr bzw. zufriedenstellend. Die für Regenbogenfamilien wichtige Kinderbetreuung wird ebenfalls mit hohen Zufriedenheitswerten bedacht, allerdings sind auch hier etwas über 20 % nicht zufrieden.

Abbildung 53: Lebenszufriedenheit von Befragten in Regenbogenfamilien



Quelle: IHS, 2015

Tabelle 22: Zufriedenheit mit den Faktoren des Lebens in Wien

Wie zufrieden sind Sie mit den folgenden Faktoren Ihres gegenwärtigen Lebens in Wien?		Anzahl	Prozent
PartnerInnenschaft(en)/ Beziehung(en)	sehr zufrieden	57	46,3%
	zufrieden	41	33,3%
	nicht zufrieden	11	8,9%
	betrifft mich nicht	14	11,4%
	Total	123	100,0%
Bedingungen für Verpartnerung	sehr zufrieden	18	14,8%
	zufrieden	43	35,2%
	nicht zufrieden	25	20,5%
	betrifft mich nicht	36	29,5%
	Total	122	100,0%
Möglichkeit Regenbogenfamilie zu gründen	sehr zufrieden	15	12,3%
	zufrieden	40	32,8%
	nicht zufrieden	22	18,0%
	betrifft mich nicht	45	36,9%
	Total	122	100,0%
Möglichkeit der Annahme eines Pflegekindes	sehr zufrieden	21	17,2%
	zufrieden	27	22,1%
	nicht zufrieden	18	14,8%
	betrifft mich nicht	56	45,9%
	Total	122	100,0%
Angebote bei der Kinderbetreuung	sehr zufrieden	22	18,0%
	zufrieden	56	45,9%
	nicht zufrieden	21	17,2%
	betrifft mich nicht	23	18,9%
	Total	122	100,0%

Quelle: IHS

Die Möglichkeit ein Pflegekind anzunehmen erhält ebenso einen hohen Zufriedenheitswert, allerdings sind 18 % damit nicht zu frieden. In den qualitativen Interviews konnte noch mehr über das Themenfeld Pflege-/Elternschaft in Wien erhoben werden.

Der Prozess zur Pflegeelternschaft in Wien

Der Prozess zur Pflegeelternschaft der Stadt Wien wird von beiden interviewten Pflegeeltern in den meisten Bereichen als positiv und nicht-diskriminierend empfunden. Thematisiert wurde der **Kurs**, den Pflegeeltern zu absolvieren haben. Der Pflegevater war diesbezüglich sehr zufrieden „Wir haben uns sehr gleichberechtigt gefühlt. ... Das Klima war gut, wir hatte eine sehr gute Gruppe. Es war auch ein Frauenpaar dabei. Die waren alle sehr aufgeschlossen.“ (I1). Er empfand den Kurs als sehr informativ und klärend. „Homosexualität ist schon Thema geworden. Man bringt sich anders ein, man hat andere Fragen, die Heteros nicht haben.“ (I1)

Die interviewte Pflegemutter hatte aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus zum Kurs eine sehr kritische Haltung. Sie empfand den Umgang der Leiterin mit gleichgeschlechtlichen Paaren aus mehreren Gründen als nicht adäquat. „Der war nicht so lustig. Wir waren durch Zufall mit Bekannten von mir in diesem Kurs und mit denen sind wir nach dem Kurs immer was trinken gegangen, um unseren Ärger und Unmut loszuwerden über diesen Kurs.“ (I2)

I2 schränkt ihre persönliche Erfahrung allerdings ein: „Ich hab eh auch damals auch schon gesagt, dass ich mir sicher bin, dass das quasi nicht jetzt so eine allgemeine Position von dem Referat Pflegekinder ist, sondern dass wir auch ein bißl Pech gehabt haben mit genau der Person, die den Kurs geleitet hat, weil die irgendwie ganz schwammig und in der Gruppe nicht irgendwie ...die hätt nicht irgendwo einen Stopp gesetzt. Ich glaub, dass das viel an der und an der Kursatmosphäre, an den Leuten gelegen ist, was für Themen waren und was was für einen Platz gekriegt hat. Ich glaube nicht, dass das allgemeine Positionen sind von denen, weil die offizielle Position ist ja schon sehr einladend eigentlich ja für lesbisch, schwule , ich weiß nicht ob Transpersonen eingeladen sind ... also auf jeden Fall, um Lesben, Schwule bemühen sie sich schon sehr.“

Insbesondere die Darstellung von Familie und damit verbundenen Werten stießen auf Kritik von I2, da sie diese als exkludierend im Hinblick auf ihre Lebensrealität sieht: „Vielleicht sollten sie sich auch ein bißl überlegen, wenn sie Lesben und Schwule einladen, was das überhaupt heißt, oder was man denen anbietet. Wie man die einfach mehr willkommen heißt, oder wie das dann so ist, dass nicht einfach von einer totalen Heterofamilie ausgegangen wird in allen Beispielen und Vorstellungen, oder wenn man drüber redet ja? Oder schon halt immer wird das halt schon eingebracht, aber es ist nicht da, ja. So du sitzt dann da und denkst dir, für wen ist dieser Kurs eigentlich? Die Heteronormativität war einfach extrem präsent.“

I2 bringt diesbezüglich auch Verbesserungsvorschläge ein: „Also beim Kurs selber, gewisse Themen könnte man schon mehr ins Bewusstsein rücken, das wär schon ganz gut, ja. ... speziell, wenn sie diesen Abend zu Werte und Vorstellungen und so machen, ja, ... dass ein bißl das auch aufgemacht wird mit, was ist eine Mutter, was ist ein Vater, was haben die für Rollen, was haben die für Aufgaben.“

„Ich find das speziell mit diesen Rollenbildern, diesen Rollenklischees am aller schlimmsten und dass so dieses Konstrukt der Heterofamilie mit den fixen Rollen, dass das so, dass das dort so einen Platz gehabt hat. ... Ich find, da könnte man speziell vielleicht auch an diesem Familienbegriff arbeiten.“

„Anregen bei der Leiterin, dass die Leute in eine Fortbildung gehen Dass das einfach für die einfacher wird selbstverständlicher andere Lebensrealitäten einfließen zu lassen. Auch in die Sprache und überhaupt.“

„... stellt dir vor eine Transperson sitzt in diesem Kurs, ich mein, wie muss es der / dem gehen, ja? Also wenn das komplett so ganz starr ist – also ich finde da sollte man Lebensrealitäten nicht nur einladen sondern auch repräsentieren, in irgendeiner Form. ... Was man für Beispiele bringt zum Beispiel ... oder eine Kursleiterin könnte auch schauen, wenn da so ein Ungleichgewicht gibt, wie man das auflöst.“

Ihre zweite Kurserfahrung schildert I2 als wesentlich positiver: „Wir haben auch einen Intensivkurs gemacht, die haben das besser gemacht, da war z.B. eine lesbische Pflegemutter dort, das war einfach anders.“

Der Umgang und der Kontakt mit den leiblichen Eltern der Pflegekinder

Im Bereich „Pflegekinder“ kommt noch ein Faktor hinzu, der nach Sensibilisierung verlangt: Der Umgang und der Kontakt mit den leiblichen Eltern.

Den Kontakt mit der Mutter des Pflegesohnes erlebte der interviewte Pflegevater anfangs als sehr schwierig: „Die Mutter war uns gegenüber sehr ablehnend, wir haben klar gemacht, dass wir ihr das Muttersein nicht wegnehmen.“

I2 sieht hier seitens der Stadt Wien Handlungsbedarf. „ ... Respektvoller Umgang gegenüber den Eltern, den leiblichen Eltern. Auch eben wie man darüber spricht. ... Ich habe mich auch gekränkt wie da über leibliche Eltern gesprochen wird, die ja meistens aus sozial schwächeren Schichten kommen, die das nicht schaffen, die irgendwelche Schwierigkeiten haben oder Probleme und sie versuchen dir zu vermitteln du sollst Respekt haben vor diesen Eltern aber selber vermitteln sie dir diesen Respekt aber nicht., weil sie ihn nicht haben. Und das ist total schwierig.“

Erfahrungen mit Institutionen der Stadt Wien

Hinsichtlich der Erfahrungen der Pflege-/Eltern mit Institutionen der Stadt Wien wurden insbesondere die Bereiche Geburtsvorbereitung, Spitäler und Kinderbetreuung thematisiert:

Die Erfahrungen mit Institutionen der Stadt schildern die Interviewten als weitgehend unproblematisch und positiv. „Ich kann von keiner bisherigen Institution berichten wo es irgendwie schwierig war.“ (I3)

Insbesondere mit dem Verein „Eltern für Kinder“ und „Nanaya“ gab es positive Erfahrungen.

Auch die Betreuung durch das Jugendamt im 16. Bezirk schildert I2 sehr positiv: „Vom Jugendamt im 16. Bezirk, die sind tiptopp, die sind total gut, ur lieb. (sehr betont). ... Ich fands total angenehm, weil wir haben überhaupt kein Gefühl gehabt der Kontrolle aber sehr wohl der Unterstützung.“

Dennoch gibt es einige Verbesserungsvorschläge.

I1 merkt an, dass bei Formularen die neutralen Formulierungen fehlen, d.h. zumeist Mutter und Vater abgefragt wird, nicht jedoch Pflegeeltern, wodurch die Rollen immer nur zweigeschlechtlich festgelegt bleiben. Diese Anmerkung taucht auch in der online-Befragung mehrmals auf.

I2 hat bei der Suche nach einem Kindergarten sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht: „Auch beim Kindergarten, auch da wahnsinniges Glück, im städtischen Kindergarten. ... ist aber auch nicht selbstverständlich ... wir waren da einen anschauen ... die war total überfordert ... ist so in den Raum rein, ich hab da eine Mutter mit einem Baby ... mich ihren Kolleginnen vorstelle ... als ob ich allein da wär, weil sie nicht gewusst hat, wer ist die zweite Person, wer ist jetzt die Mutter? – das war auch ein städtischer Kindergarten.“ Hier fehlt es sichtlich mancherorts noch an Kompetenz in Bezug auf gleichgeschlechtliche Lebensweisen.

Eine ähnliche Erfahrung haben I3 und I4 gemacht: „Meine erste Schockerfahrung, wir haben eine Wahlhebamme gesucht ... da gibt's dann einen Vorstellabend der Hebammen ... und sie sagt zu mir, ob mein Mann auch noch kommt ... und ich war jetzt nicht so vorbereitet, dass jetzt schön auch noch abzufangen...und ich sag, nein, aber meine Frau. Und die Hebamme war (Pause) nicht so positiv überrascht, die war slightly schockiert und konnte den ganzen Abend nicht mehr einholen. Die hat es nicht geschafft in einem Raum wo was weiß ich 10 Leute sitzen, einmal nicht zu sagen Mütter oder Väter, also wenn sie über die Rolle des Vaters geredet hat, zu sagen mich oder der Co-Mutter oder der Ziehmutter zu sagen. ... Die war unter Schock, das was spürbar, dass sie überhaupt nicht damit umgehen konnte.“

Überaus positive Erfahrungen wurden hingegen mit Nanaya - ZENTRUM FÜR SCHWANGERSCHAFT, GEBURT UND LEBEN MIT KINDERN – gemacht (vom Bund und der Stadt Wien gefördert). I3: „Und dann hatten wir Geburtsvorbereitung, das war bei Nanaya, und die hat mich [als Co-Mutter] gefragt, wie ich angesprochen möchte. ... Das war wertschätzend.“

Es fehlt aber an adäquaten Angeboten für Co-Mütter und Co-Väter. I3: „Ich weiß nur, dass das für mich irrsinnig wichtig gewesen wäre so eine Co-Eltern ... oder entweder unter gleichgesinnten Co-Müttern, oder co-schwulen Vätern, oder auch gern mit den Vätern, weil es ist heavy was da abgeht, wenn ein Kind in die Familie kommt. Und die [Name der Patnerin] war in einer Müttergruppe und zuerst wars auch sehr wackelig und die haben dich gut aufgefangen ... nach der Geburt ... und für mich hat es aber nichts gegeben, oder nichts was ich gekannt hätte.“

Im Spital haben I3 und I4 sehr positive Erfahrungen gemacht (katholisches Spital): „... wir sind aber wegen der Hebamme hingegangen. ... und dort sind wir so toll behandelt worden. Und haben sie auch gleich beim Vater eingetragen und die haben mir einmal gesagt, „Sie sind, nur weil s rechtlich nicht eingetragen sind, bei uns sind Sie die Eltern und Ende“ (I4).

Empfohlen wird eine Integration der Thematik in die Grundausbildungen von Kindergartenpädagoginnen und Hebammen. I4: „Dass die verstehen, da kann es sein dass ein schwuler Vater, eine lesbische Mutter, eine Transperson mit Kind kommt und wie tue ich denn da, wie red ich denn da, also ... dass ich ein bißl vorbereitet bin.“

Der Adoptionsprozess

Von weiterführender Relevanz ist – nicht zuletzt aufgrund der gerade durchgeführten Gesetzesänderung, auch ein Blick auf den Adoptionsprozess. Auch hier besteht hoher Bedarf nach Kompetenzaufbau in den Institutionen:

I3 schildert ihre Erfahrung: „Du kriegst das Kind und dann musst du zum Standesamt, das machen normalerweise die Väter, weil die Mütter parterre sind. Und du fühlst das was aus ... und da kommt dann so ein Typ daher in dem Wartesaal und da fragt er mich coram publico, „Wie ist jetzt das Kind entstanden?“... und warum ist das so wichtig ... und er sagt, das ist wichtig für die Eintragung ... und dann sag ich halt durch Insemination ... weil er hatte den Fall noch nie. Das war eine nicht negative Erfahrung in der Wertschätzung, der ist einfach geschwommen – wegen der Rechtmstellung. Für jemand anderen hätte das sehr unangenehm sein können. Wenn man weniger selbstbewusst ist wär das auch anders.“

Die Adoption von I3 und I4 verlief schließlich unkompliziert. Das Paar sich diese durch einen Rechtsanwalt abwickeln, was sie auch anderen empfehlen würden, weil sie auch von anderen Erfahrungen gehört haben. Auch die Partnerschaftseintragung am Bezirksamt wurde als professionell „amtlich“ beschrieben.

Hinsichtlich der Sozialversicherung, wo das Kinderkarenzgeld zu beantragen ist, gibt es unterschiedliche Erfahrungen hinsichtlich der Komplexität an Formalitäten und der Länge des Verfahrens bis das Karenzgeld ausbezahlt wurde. I4: „Die haben sich auch nicht ausgekannt, die wollten eben von dem einen Paar unbedingt die Bestätigung der Inseminationklinik damit nicht irgendwo ein Vater ist in der EU und sie dann mit dem EU-Recht kollidieren.“

Dass die gesellschaftlichen Veränderungen noch vielerorts „Einübung“ benötigen, darauf verweist I3: „Das was ich mitgeben möchte als Tenor, die Leute denen wir begegnet sind waren uns durchwegs freundlich gesinnt in der wirklichen Bemühung der Offenheit und eher in der Fremdheit und Verwirrung oder Überraschung. Ich hatte ganz selten das Gefühl, dass jemand das furchtbar findet.“ Die Aussagen zeigen auch, dass sich die Ämter an die neue Rechtsmaterie noch wenig angepasst haben und es hier noch an Wissen und Kompetenz fehlt. Dementsprechend benötigen Eltern hier Unterstützung in Form eines Leitfadens, der Schritt für Schritt erklärt was wo zu tun ist. I4: „Es braucht in jeder Phase eine Ansprechperson oder einen Leitfaden.“

Auch wurde der Wunsch geäußert, bestehende Angebote stärker zu unterstützen, damit sie ausgebaut werden können, bzw. die Thematik als Querschnittsmaterie überall mit zu entwickeln. Wesentlich erscheint I4 hier auch, dass Eltern mit weniger Ressourcen über niedrigschwellige Angeboten abgeholt werden, weil es Menschen mit mehr sozialen, kulturellen und finanziellen

Ressourcen einfach leichter hätten. I4: „Es braucht, eine Elternberatungsstelle, die niedrigschwellig ist, die wir bei Famos nicht so treffen, ganz andere Bildungsschicht.“

Kindergarten und Schule

I1 hat mit dem Lehrpersonal in der städtischen Schule bisher nur positive Erfahrungen gemacht. Ein Problem ist jedoch, wenn im Kindergarten, in der Schule der Muttertag begangen wird: „Da haben wir immer zwei Wochen Terror zu Hause ... du bist die beste Mutter der Welt, wo man das auswendig lernt, und er weiß dass das nicht so ist.“ Hier würde es mehr Sensibilität brauchen, wie auch bei den Lehrunterlagen: „Die Welt ist einfach heterosexuell geprägt, es werden halt, wenn ein Buch gelesen wird, nicht immer alle Lebensformen mitgedacht.“ I1 geht aber davon aus, dass dadurch dass ein Pflegekind mit schwulen Eltern in der Klasse sitzt es den LehrerInnen auch tendenziell leichter fällt an andere Lebensrealitäten im Unterricht zu denken und diese einzubringen.

Befürchtungen äußert der Pflegevater auch hinsichtlich der kommenden Pubertät: „Dann gibt’s ja auch schwul als Schimpfwort, das wird für ihn dann schwierig werden.“ Hier braucht es mehr Unterstützung und Aufklärung in der Schule (siehe auch Ergebnisse LGBTI-Jugend): „In den Schulen glaube ich kann man schon noch was machen – eigentlich schon vorher, das wäre gut. ... Dass es mehr im Bewusstsein ist, dass es mehrere Lebensformen gibt, dass es nicht eklig ist, dass es kein Schimpfwort ist. Da würde ich in den Volksschulen, das den Kindern beibringt.“

I1 verweist auf eine weitere Problematik, die in Kindergarten und Schule eine Rolle spielen kann: „Das Kind kommt ja aus sozial schwächeren Verhältnissen ... Eltern haben da Berührungsängste, und wollen ihre Kinder nicht damit spielen lassen.“ Hier gilt es einer doppelte Ausgrenzung entgegen zur wirken.

Soziales Umfeld

Die Interviewten geben durchwegs an, dass sich ihr soziales Umfeld bzw. ihr Sozialleben durch das Kind/die Kinder verändert hat.

I1 ist froh im Freundeskreis Leute zu haben mit denen sie reden können, aber „Privat merkt man natürlich schon, dass es Leute gibt, die sich fernhalten. Es gibt welche die sind sehr interessiert, komischerweise mehr Männern. So auf uns zukommen und damit problemlos umgehen. Dann merkt man auch Eltern, die uns nicht diskriminieren, aber sich distanzieren.“

Ihr soziales Umfeld reagiert auf die Elternschaft von I2 sehr unterschiedlich. „Ich habe wenige lesbische Freundinnen mit Kindern... da waren wir doch jetzt in meinem Umfeld eine der ersten, da ist das eher noch so pfui, pfui – Familie, ja ...so ganz cool ist es ja doch nicht.“

Potenziell gibt es aber auch Unterstützungsangebote aus dem sozialen Umfeld, das aber nicht immer zur Lebensrealität passt: „Viele Leute sagen, am Anfang, juhu wir können Tanten sein ... aber die arbeiten alle und wenn die Zeit haben ist Schlafenszeit.“ (I2) „...weil tatsächlich ist es auch schwierig mit Sozialkontakten, ich hab jetzt eine Freundin, die Kinder hat, die im 4. wohnt, das ist einfach zu weit weg. Unsere meisten Kontakte ergeben sich jetzt über den Kindergarten, über den Spielplatz, die anderen trifft man am Wochenende, dass hat sich total verschoben... auch vom Ausgehen her, viele Parties, die mich interessieren würden fangen urspät an. Mittlerweile wenn ich ausgeh, das muss sich wirklich auszahlen, weil es steht sich sonst einfach nicht dafür.“ (I2)

Auch die Wohnsituation hat sich aufgrund des Elternseins verändert: „Wir hätten eigentlich gern weiter in einer WG gelebt ... es passt jetzt gut so, weil man braucht schon viel Platz. ... wenn sich das wieder einmal ergibt, wieder in eine größere Gemeinschaft zu ziehen.“ (I2)

Eltern haben demnach andere/neue Ansprüche und Bedürfnisse auf ihr soziales Umfeld. Hier bei spielen auch Community-Angebote eine Rolle.

Community-Angebote:

Die Kontakte der Interviewten zu Community-Organisationen sind sehr unterschiedlich ausgeprägt. Den meist einzigen Bezugspunkt in Wien bildet für die Interviewten der Verein Famos. Wobei auch der Verein Courage hier aktiv zu sein scheint.

Das Angebot von Famos wird vorwiegend zum Austausch mit anderen Eltern genützt. Famos wird aber auch als Möglichkeit gesehen, die Kinder in ihrem Selbstbewusstsein zu stärken: I4: „... man sucht halt nach Leuten mit Kindern, dass ist einfach notwendig. Da ist einer in seinem Alter ... einfach eine kleine feine Gruppe zu haben, wo die sagen können, ich bin ein Regenbogenkind und du bist ein Regenbogenkind ... es ist stützend ... also ich mach das bei Famos jetzt für ihn... Und I3 weiter: „Die das erzählt hat mit dem Workshop, da war ich total froh, da habe ich mir gedacht, dass will ich ganz unbedingt machen, weil mir ist das total wichtig, dass er ein möglichst gutes Verhältnis hat zu seiner Herkunft und das ist einfach nicht der Mainstream, d.h. dass er gut ausgestattet wird mit Infos und Selbstbewusstsein und dass fangt ja schon damit an wie wir reden darüber, wenn wir danach gefragt werden, wie ist er denn entstanden?“

Deutlich wird auch, dass es oft auch wenig Verbindendes zwischen den Eltern gibt: „Da waren wir halt mal bei diesem Pflgelternreffen, aber da hatte ich das Ding irgendwie, dass mir das zu wenig Gemeinsamkeit ist.“ (I2). Oder I4: „... weil du jetzt in einer biografischen Situation bist triffst du dich mit Leuten mit denen du sonst vielleicht gar nichts zu tun hast. ... Famos machen wir eigentlich für ihn, weil ich finde mir auch so Freunde mit denen ich auf die Ruine Aggstein wandere, ja.“

I4 spricht in diesem Zusammenhang ein weiteres Problem an, das der Klassenunterschiede: „Das Paar, das bildungsfern war, die haben [bei einem Famos-Treffen] hallo gesagt, und niemand hat mit ihnen geredet und sie haben mit niemandem geredet. Und sind nie wieder gekommen. Da war die sexuelle Orientierung die einzige Verbindung.“

Es braucht demnach mehr Unterstützung von Eltern, die über sehr unterschiedliche Ressourcen verfügen und es braucht mehr Sichtbarkeit von Regenbogenfamilien in ihren unterschiedlichen sozialen Lagen.

Anliegen an die Stadt Wien und die WAST:

In der Online-Befragung wird mehr Unterstützung von Regenbogenfamilien eingefordert, unter anderem durch die Einrichtung eines Regenbogenfamilienzentrums. Auch wünschen sich TeilnehmerInnen, dass die Ämter sich grundsätzlich besser auf die Existenz von Regenbogenfamilien einstellen (Formulare adaptieren, Amtswege erleichtern, Weiterbildung für PädagogInnen, etc.). Wie im Bereich Jugend und Schule bereits ausgeführt, wird auch von den Eltern der Schulbereich als wichtiger Ort gesehen wo mehr Aufklärung und Kompetenzentwicklung stattfinden muss, um das nach wie vor bestehende heteronormative Bild von Familie der Realität anzupassen, Diskriminierung zu vermeiden und Inklusion von Kindern aus Regenbogenfamilien zu fördern.

Auch in den qualitativen Interviews werden Anregungen geäußert: An die WAST hat I1 nur den Wunsch, dass weiter in den Schulen Aufklärung betrieben wird. Ansonsten fühlt er sich als Pflegeeltern – wie auch I2 im Interview bestätigt – total gleichgestellt. Er weiß aber von Problemen in anderen Bundesländern, weshalb Bekannte von ihnen auch nach Wien gezogen sind.

I2 regt noch an: „Also ich glaub sowohl das Thema queere Eltern als auch Pflegeelternschaft, was es ja doch für viele ist ... dass man da einfach so als Sichtbarkeit mal eine Kampagne oder Plakate oder irgendein... so dass das ein bißl selbstverständlicher wird ... dass es da andere Bilder gibt, andere Identifikationsmöglichkeiten, ja als die zwei glücklichen Frauen in ihrer teuren Eigentumswohnung mit ihrem glücklichen Baby jetzt. ... Das prinzipiell Familienformen nicht nur so Zweierbeziehungen sein sollen, das da mehr Personen reinkommen. Das wäre urschön, dass das selbstverständlicher wird und nicht irgendwas Dubioses ist.“

I2 merkt zudem folgendes zum Bild der Pflegeelternschaft in Wien an: „Die Stadt Wien. Das ist ein guter Punkt noch, das ist wichtig. In allen Publikationen, aus irgendeinem Grund ist es total wichtig, dass überall steht, das Wichtigste für die Kinder ist ihre leibliche Familie und die Idee ist schon über kurz oder lang, wieder in ihre leibliche Familie zurückkommen. ... de facto schaut das aber ganz anders aus, das sind 3-4 %, die wieder zurückkommen und selbst da ist das Jugendamt oft gar nicht einverstanden. De facto ist es aber so, sobald du eine Dauerunterbringung hast ist das eine Dauerunterbringung, da ist dann einfach nicht mehr viel zu rütteln. ... Das ist nicht im Bewusstsein der Menschen ... dann ist schon oft die Frage, aha darf die bleiben, das fragen Leute die[Name des Pflegekinds], die ist jetzt drei!“ Als gleichgeschlechtliches Paar werden sie hier anders wahrgenommen als Heterosexuelle: „Bei meiner Schwester, die auch ein Pflegekind hat, wird das nicht gefragt, weil sie als heterosexuelles Paar wahrgenommen werden ... wir müssen uns viel öfters als Pflegeeltern outen. Die Leute haben das Gefühl, sie dürfen dich alles fragen.“

I4 regt an, dass es niedrighschwellige Angebot bei den Familienberatungsstellen der Stadt geben muss, die gleichgeschlechtliche Eltern aus niedrigeren sozialen Schichten gut ansprechen, weil diese durch Community-Angebote oft nicht erreicht werden.

I3 spricht der Stadt Wien zum Schluss eine große Anerkennung für die Lebensqualität und das was geleistet wurde aus. I3 und I4 sehen Elternschaft, Kinderbetreuung auch unabhängig von der sexuellen Orientierung und als politisches Schlachtfeld.